

Miriam Lang, Mary Ann Manahan, Breno Bringel (Hg.): „Grüner Kolonialismus“

Fortsetzung eines imperialen Ökozids

Von Peter Carstens

Deutschlandfunk, Andruck, 15.09.2025

Ohne Umweltschutz und einen engagierten Kampf gegen den Klimawandel wird es nicht gehen. Für viele Staaten steckt die Lösung in der Energiewende. Da können, sollte man meinen, doch nur alle gewinnen. Trotzdem gibt es starke Einwände gegen eine solche grüne Weltpolitik, vor allem aus dem Süden des Globus. Die Herausgeber eines Sammelbandes haben sie unter dem Stichwort „Grüner Kolonialismus“ zusammengetragen.

Anderthalb Jahrhunderte haben Kohle, Öl und Gas unsere Wirtschaft angetrieben, ja befeuert. Fossile Brennstoffe waren und sind Grundlage des Wohlstands. Sie gehen einher mit massiver Ausbeutung, langfristigen Umweltschäden und einer rasanten Klimaerwärmung. Von einem „imperialen Ökozid“ spricht daher der südafrikanische Aktivist und Forscher Vishwas Satgar.

Kapitalismus-Greenwashing

Während man in Europa glauben möchte, dieses Zeitalter werde von einer schönen, grünen Zukunft mit Energie aus Wind, Sonne und Wasser abgelöst, warnen Aktivisten und Forscher vor einem „Greenwashing“ des Kapitalismus. Dessen neuestes Modell der Ausbeutung von Mensch und Natur würde lediglich grün verniedlicht. Das zeigen Beispiele:

„In ecuadorianischen Tropenwäldern wird die Abholzung durch die chinesische Nachfrage nach dem extrem leichten Balsaholz

vorangetrieben, das für den Bau von Windturbinen verwendet wird. [...] Im Maghreb verlieren Viehzüchter ihr Land und ihr Wasser an riesige Solarfarmen, die gebaut werden, um ‚grüne Energie‘ nach Europa zu liefern. Im südamerikanischen Lithiumdreieck kämpfen indigene Gemeinschaften um die knappen Wasserquellen, die zunehmend vom Lithiumabbau in Beschlag genommen werden, um alle Elektroautos mit Lithiumbatterien auszustatten“,

... so die Herausgeber des vorliegenden Buches. Das gemeinsame Ziel laute: Wachstum und die Fortsetzung unseres Lebensstils, jedenfalls im globalen Norden. „Grüner Kolonialismus“ nennen Kritiker das. Und so heißt auch der Sammelband, in dem die Herausgeber achtzehn Aufsätze von Forschern und Aktivisten versammeln. Die Autoren

Miriam Lang, Mary Ann Manahan, Breno Bringel (Hg.)

Grüner Kolonialismus

Zwischen Energiewende und globaler Gerechtigkeit

Oekom-Verlag

334 Seiten

25 Euro

kommen aus Brasilien, Argentinien, aus Algerien, von Madagaskar oder Indonesien; natürlich auch aus Europa und Nordamerika. Sie befassen sich mit der Analyse der Lage, machen aber auch Vorschläge, teils recht radikale, wie es besser gehen soll.

Zunächst geht es darum zu erläutern, was diesen angeblichen neuen Kolonialismus und die fortgesetzte Ausbeutung der Bodenschätze, Extraktivismus genannt, ausmacht. Und warum das wie ein schleichendes Gift wirkt:

„Was den grünen Extraktivismus jedoch vom Neo-Extraktivismus unterscheidet, ist der Diskurs, mit dem er legitimiert wird. Weil er grünen Zielen dient, wird diese Art der Naturausbeutung von staatlichen, internationalen und privaten Akteuren sowie von nichtstaatlichen Umweltschutzorganisationen [...] als klimafreundlich, nachhaltig, fortschrittlich und modern bezeichnet“,

schreibt Kristina Dietz, die internationale Beziehungen mit Schwerpunkt Lateinamerika an der Uni Kassel lehrt. Was aus ihrer Sicht tatsächlich vorgeht, dafür finden die Autoren vielerlei, oft polemische Formulierungen. Da ist die Rede vom „extraktivistischen Patriarchat“ und auch von der „neoliberalen Konterrevolution des Kapitals“. Deren Ziel sei es, ein „globales rassifiziertes Imperium“ aufrecht zu erhalten.

Was das in etwas weniger harter Sprache bedeutet, erläutern Edgardo Lander aus Ecuador und der Amerikaner John Feffer in ihrem Beitrag:

„Bei den alten Kolonialmodellen hingen der Wohlstand und die Sicherheit des Nordens vom geplünderten Reichtum des Südens ab. Im neuen Kolonialismus geht der Norden weiterhin davon aus, dass ihm die Natur und die billigen Arbeitskräfte aus den Ländern des Südens zur Verfügung stehen, um die nicht-nachhaltige und effektiv imperiale Lebensweise seiner Bewohner:innen aufrecht zu erhalten.“

Ausbeutung von „Opfergebieten“

Zu dieser „imperialen Lebensweise“ gehört es weiterhin, große Flächen afrikanischer und südamerikanischer Länder ohne Beteiligung der Bewohner auszubeuten, wie die Autoren an Beispielen und Berechnungen schildern. Das seien so genannte „Opfergebiete“, auf denen koloniale Firmen bereits lange „Cash Crops“, bargeldtaugliche Pflanzen wie Kaffee, Bananen oder Zuckerrohr, anbauen. Nun also gewaltige neue Felder von Sonnenkollektoren für grünen Wasserstoff aus Marokko und Wassermassen für Lithium aus Chile fürs E-Auto am Starnberger See?

„Die Abkehr von fossilen Brennstoffen darf kein Vorwand sein, um offenkundig nicht nachhaltige Konsummodelle zu konsolidieren oder aufrechtzuhalten. Kein Planet kann überleben oder hat genug Lithium, um den entstehenden Bedarf zu decken, wenn wir unser Mobilitätsmodell nicht grundlegend verändern. Es reicht nicht aus, Autos mit Verbrennermotoren durch Elektroautos zu ersetzen“,

so die argentinische Soziologin Maristella Svampa, die in ihrem Beitrag Studien anführt, nach denen drei Milliarden Tonnen Mineralien und Metalle gefördert werden müssten, um mit Wind, Solar und Geothermie das 2-Grad-Ziel zu erreichen.

Wie kommen wir aus dem Schlamassel raus? fragt eine der Herausgeberinnen des Bandes in ihrem Beitrag. Antworten auf diese Frage gibt der Schluss-Teil mit dem Titel „Ausblick auf eine lebenswerte Zukunft in Würde“. Dabei geht es vor allem um „Degrowth“, ein Schlagwort für Schrumpfen statt Wachstum. Nicht alles, was man da an linken Theorien über „feministisches Degrowth“ und „Reparationen für Klima- und Kolonialschäden“ liest, überzeugt.

Überhaupt schürft der Sammelband über den Grünen Kolonialismus ziemlich tief im sozialistischen Urschlamm. Dennoch bietet vor allem die Lektüre der analytischen Beiträge aus aller Welt Einblicke, die hiesige grüne Gewissheiten doch erschüttern: Dass Europas grüne Weltsichten und „Green Deals“ anderswo als Fortsetzung eines imperialen Ökozids mit anderen Mitteln und Rohstoffen empfunden werden, muss doch zu denken geben. Und dafür sind Bücher schließlich da.